

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 86 (2024)
Heft: 1

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

Burgerbibliothek Bern (Hrsg.): Hans Bloesch. Auf dem Weg zum Musterbürger.

Bearb. von Marcel Baumgartner. (Passepartout, Bd. 12). Bern: Stämpfli 2023.
136 S. ISBN 978-7272-6028-5.

Der vorliegende Band ist der letzte einer Publikationstrilogie über Paul Klee und Hans Bloesch. Auf den Weg gebracht hat die Trilogie die Übergabe des Familienarchivs Bloesch an die Burgerbibliothek, in dem allein fünf Laufmeter Archivmaterial, «vorwiegend Korrespondenzen, Tage- und Notizbücher, Manuskripte zu seinen zahlreichen Publikationen, Fotografien und insbesondere auch Dokumente zur Beziehung Bloesch und Klee» (S. 7), Hans Bloesch zuzuordnen sind. Während die ersten zwei Bände einem unvollendeten Buchprojekt der beiden Freunde Bloesch und Klee und deren Briefwechsel bis 1940 gewidmet sind, zeichnet der dritte Band die Irrungen und Wirkungen des jungen Bloesch bis 1910 aus den Quellen – nicht nur denen im Bloesch-Archiv – nach.

Die als Wörterbuch aufgezugene Dokumentation mit Einträgen zu Orten, Personen, Publikationen, Ereignissen und verschlüsselten Beziehungskonstellationen steht unter dem Titel *Auf dem Weg zum Musterbürger*. Das trifft die Sache; zum einen, weil es wohl auch Bloeschs eigener Sichtweise entspricht, arbeitete er doch im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts an einem satirischen Epos *Der Musterbürger* (S. 81–85) und beschrieb noch aus dem Rückblick in einem Gedicht anlässlich seines 60. Geburtstags seinen Lebensweg als einen der Entsagung von Ruhm und Dichtertum (S. 8), zum andern, weil nach seiner Heirat mit der Kölner Violinistin Adele Stöcker und dem missglückten Versuch, als Selbstversorger ein Künstlerdasein auf Korsika (S. 59–64) zu führen, sein bohemhaftes Leben, das vor allem Gegenstand des vorliegenden Bandes ist, mit der Übernahme der Stelle eines Redaktors der «schweizerischen Bibliographie für den Internationalen Catalog der wissenschaftlichen Literatur» ziemlich abrupt endete. Dieser «eidgenössische[n] Registriermaschinentätigkeit» folgten 1911 die Mitarbeit und Schriftleitung der Zeitschrift *Die Alpen* und die Herausgebertätigkeit für die *Sämtlichen Werke* Jeremias Gotthelfs; ab 1914 wird er Redaktor der Architekturzeitschrift *Das Werk* und schliesslich Bibliothekar und Oberbibliothekar der Stadt- und Hochschulbibliothek Bern (S. 9f.).

Gegenstand und Darstellungsweise der Dokumentation lassen sich am besten am Beispiel des aus Liebeswirren, künstlerischer Tätigkeit und Reisen bestehenden Komplexes darstellen. Bloeschs Liebe zu Adele Stöcker stellte seine Freundschaft zum Luzerner Komponisten Fritz Brun auf eine harte Probe, führte bei Bloesch selbst zu einer kleinen Lebenskrise und einer Flucht nach Rom, regte seine Schriftstellerei an

und schlug sich in seinem Schlüsselroman *Römisches Fieber* nieder, aufseiten Bruns in der Violinsonate Nr. 1 in d-Moll von 1907. Nachzuverfolgen ist dieses Liebesdrama in den Einträgen zu den involvierten Personen, den Orten, den Werken und den mit Opernchargen verschlüsselten Beziehungskonstellationen (vgl. «König Marke», «Vogelfänger»). Querverweise auf andere Einträge ermöglichen es dem Leser, die dargestellten Aspekte zu ergänzen. Solche Querverweise hätten es auch erlaubt, hie und da vorkommende Wiederholungen zu vermeiden.

Weitere Einträge dokumentieren Bloesch's bohemhaftes Leben (vgl. «Reisehans», «Bummel»), seinen Antiklerikalismus («Ketzer») und seine antibürgerliche Haltung («Schwärmer und Zweifler»); Letztere zeigt sich vor allem in seinem Wunsch, Schriftsteller zu werden. Seine schriftstellerische Tätigkeit, gefördert und begleitet von Josef Viktor Widmann (S. 130–133), nährt sich denn auch vom Künstler-Bürger-Gegensatz; im Lyrischen ist sein Dichten von spätromantischen Motiven geprägt, als Reiseschriftsteller vor allem über Rom steht er in der Tradition von Ferdinand Gregorovius (vgl. «Mein Rom»). In die Gedankenwelt seiner Prosa mischt sich Wagnerianisch-Nietzschesches und Darwinistisches, und im Nachdenken über die Geschichte seiner Familie hat er «seinen persönlichen *Buddenbrooks*-Moment» (S. 36) im selben Jahr, in dem Thomas Manns Roman erscheint. Der Künstler-Bürger-Gegensatz belebt auch die philosophischen und literarischen Gespräche der studentischen Vereinigung, der er angehört, sowie die Projekte einer «revolutionierenden Zeitung» (S. 104) oder des Buches mit Paul Klee (S. 26 f.). Die Revolution, die hier angedacht ist, ist vor allem eine im Geiste, deren Ideen nicht «ins Gemeine hinabzuwürdigen» (S. 104) seien.

Hinter den persönlichen Spannungen eines Freundeskreises und den idealen Gegensätzen verschwinden die zeitgeschichtlichen Spannungen und Gegensätze, die auch die kleine Berner Welt erschüttert haben. Überhaupt tritt Bloesch's gesellschaftliche Stellung hinter die in seinem Freundes- und Bekanntenkreis stark zurück. So hätte man gerne den Widerspruch aufgelöst, dass seine Reisen zunächst zu den klassischen *loci* führen, später aber plötzlich neue Orte wie Korsika oder Tunis als Ziele auftauchen; Tunis verbindet Bloesch allerdings wieder mit dem *locus classicus* Karthago, der ihn zum Gedanken anregt, ein Buch über das römische Afrika zu schreiben (vgl. «Tunis»), und dies in den Jahren vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Eine hier auch referierte Bemerkung von Robert Walser zu einem «gewisse[n] Griechenlandschwärmer und Reisende[n], Herr[n] Hans Blösch, der ein Schriftsteller ist und ein recht wackerer, begabter Abtrockner nebenbei von seiner Frau Gemahlin Eßgeschirr» (S. 127), lässt sich als wohl nicht intendierter Kontrastkommentar lesen.

Auch liefert diese Dokumentation nur beschränkt ein Panorama der bernischen Kultur- und Intellektuellenszene. Über Carl Albert Loosli vernehmen wir beispielsweise

nur, dass dieser sich für das schliesslich nicht publizierte Epos *Der Musterbürger* «ins Zeug gelegt» (S. 84) hat. Umso gespannter ist man, etwas zur Haltung Bloesch im Gotthelfstreit und zum Herauswurf Looslis aus dem Editionsteam der Gotthelfausgabe zu erfahren. Im Eintrag zu Ferdinand Vetter (S. 116 f.) liest man tatsächlich etwas dazu, allerdings verkürzt auf das persönliche Verhältnis Bloesch zu Vetter, das schon in Bloeschs Studienzeit nicht besonders gut war (vgl. «Studium»). Die ganze Komplexität des Gotthelfstreits von 1911 bis 1913 mit Looslis Angriff auf die Philologenzunft und seiner Schrift zur Regenerationsbedürftigkeit der Schweiz, die ein Thema ins Politische hebt, das bei Bloesch harmlose Satire bleibt, wird so auf einzelne persönliche Verhältnisse reduziert. Leider ist diese Reduktion ein wenig die Achillesferse dieser Dokumentation.

Ruedi Graf, Allschwil

Furrer, Norbert: Bücher in Frauenhand. Bibliotheksbesitzerinnen in der Schweiz des 18. Jahrhunderts.

Zürich: Chronos 2023. 429 S. ISBN 978-3-0340-1712-1.

Furrers neuestes Buch führt weiter, was der Autor mit *Des Burgers Buch* (2012) begonnen hat. Während sich dieses dem Buchbesitz von Privatpersonen in der Stadt Bern des 18. Jahrhunderts widmete, stehen im vorliegenden Frauenbibliotheken aus der westlichen Eidgenossenschaft im Fokus. Zeitspanne und Thema bleiben gleich, doch ist der Raum breiter abgesteckt. Der Autor wertet hierfür Quellen – Nachlass- und Versteigerungsinventare – aus, die er für seine Lehrveranstaltungen an den Universitäten Bern, Lausanne und Neuenburg verwendet hat. Furrer versucht «die Rekonstruktion des Buchbesitzes einer grösseren Zahl Frauen ohne besonderen Rang oder Namen» und will damit «Einblick in verschiedene soziokulturelle Schichten der Gesellschaft bieten» (S. 25). Furrer gibt damit den Buchbesitz von Frauen aus der Stadt und vom Land, von Standespersonen und Gemeinen, «Welschen» und «Deutschen», Reformierten und Katholikinnen, Wohlhabenden und Unbemittelten wieder. Der Grossteil der Studie besteht aus Auflistungen und Quellen aller Art (Tabellen, Verzeichnisse, Register, Textauszüge). Besonders zu erwähnen ist das Register aller der in den Bibliotheken erwähnten Autoren, Übersetzer und Herausgeber. Der analytische Teil ist (leider) kurz (S. 375–393); dazu kommt jedoch die interessante Einleitung (S. 17–29).

Die Studie richtet den Fokus auf Bibliotheksbesitzerinnen und Leserinnen; daneben wirft sie einen Blick sowohl auf Subskribentinnen und Käuferinnen von Büchern als auch auf Verlegerinnen, Händlerinnen und Verleiherinnen von Druckwerken. Sie entwirft eine Typologie der frühmodernen Leserin und erkundet nicht zuletzt die

Modalitäten ihres Lesens, die Frage also, ob Frauen lasen, weil sie lesen konnten, wollten, durften oder mussten oder obwohl sie an sich nicht lesen konnten, wollten, durften oder mussten (vgl. S. 19 und 29).

Furrer beginnt mit einer auf der Bibliotheksgrösse beruhenden Auflistung: Kleinstbibliotheken (1–10 Titel), kleine (11–50 Titel) und mittlere Bibliotheken (51–300 Titel) sowie Grossbibliotheken (über 300 Titel). Der Autor identifiziert insgesamt 666 Werke; die Grösse der Bibliothek schwankte zwischen einem einzigen und 69 Titeln (einige mehrbändig). Die Bücher waren entweder in deutscher oder französischer Sprache geschrieben; nur selten verfügten Frauen, so etwa Stadtbernerinnen, über zweisprachige Bibliotheken. Die Besitzerinnen zweier Grossbibliotheken, Julie Bondeli und die Marquise de Pompadour, sind indes nicht Damen ohne Rang und Namen (vgl. S. 25).¹

Furrer fügt seiner Bibliotheks- und Werkliste ein Quellenkorpus bei (S. 270–370), das den überwiegend männlichen Blick auf die «ideale» deutsche und französische Frauenbibliothek zeigt. Die Empfehlungen wurden aus «betont aufklärerisch[er]» Warte und in «paternalistische[m] Ton» verfasst. Zu Recht vermutet Furrer, dass «das von den Männern zum Thema Geschriebene weit mehr über schreibende Männer als über die lesenden Frauen» verrät (S. 271). Falls die Ratschläge von Männern oder Frauen (!) darauf abzielten, das weibliche Geschlecht «kleinzuhalten», so entsprechen diese Bibliotheken durchaus den männlichen Vorstellungen. In den kleinsten unter ihnen herrschen geistliche Texte vor (Heilige Schrift und Erbauungsliteratur), einzig in den grösseren gesellen sich weltliche oder gar wissenschaftliche dazu.

Was lasen Frauen in der Schweiz zur Zeit der Aufklärung – und was hätten sie aus Männersicht lesen sollen? Erweiterte das gedruckte Wort ihren Geist, oder engte es ihn ein? Die auf dem Buchrücken formulierten Fragen sind leider folgendermassen zu beantworten: Die Leserinnen dieser Epoche genossen wohl wenig geisterweiternde oder auch nur vergnügliche Lektüremomente, denn der Anteil an religiöser und im weiteren Sinn erbaulicher Literatur ist gewaltig. Das «verheurathete Frauenzimmer» (S. 224–228), von dem Johann Caspar Lavater 1766 behauptete, er habe dessen Bücherschrank eingesehen, besass immer Rousseaus «Emile», ein «Skandalbuch» seiner Zeit. Man hofft, sie habe es lesen können (oder eher: dürfen?).

Furrers Buch enthüllt ein Problem etlicher Forschungsprojekte, unabhängig von Thema und Umfang: Viel Zeit und Sorgfalt werden in eine Frage investiert, die es berechtigterweise zu klären gilt, doch das Resultat ist weder überraschend noch besonders erhellend. In diesem Fall ist es sogar etwas deprimierend, darf man doch einen Grossteil dieser Bücher in Frauenhand mit Fug und Recht als qualitativ zweitrangig bezeichnen. Die geneigte Leserin, also die Rezensentin, kann sich des Mitgefühls mit

ihren Geschlechtsgenossinnen nicht erwehren, die sich solcher Lektüre unterziehen mussten (wollten/durften?). Ohnehin durfte die Lektüre nicht von der angemessenen *Vita activa*, das heisst häuslichen Pflichten oder Frömmigkeit, abhalten. Überlassen wir das Schlusswort der Tagebuchschreiberin Henriette Stettler-Herport, die immer wieder über die Lektüren in ihrer Familie spricht: « J'ai négligé ma lecture particulière du nouveau téstament, j'ai eu à faire par le ménage [...]; j'ai travaillé, nous avons continué la Lecture de Grandison, le soir mon Mari a fait celle d'une comédie en vers, dont l'Henriette² est l'auteur, qu'elle venoit d'achever, qui est assez passable. Cependant, elle dit à ma grande satisfaction, qu'elle ne veut plus s'occuper à des ouvrages aussi remplis de mondanité, et si éloigné[s] de la moindre utilité, elle fait aussi un journal; et paroît être dans les dispositions les plus réeles, de pieté, Dieu veuille les affermir dans son jeune cœur. » (10. Januar 1772, S. 326)

Marianne Derron Corbellari, Neuenburg

¹ Weshalb Madame de Pompadour (keine Eidgenossin) im Verzeichnis figuriert, ist der Rezensentin nicht klar geworden.

² Gemeint ist die Tochter der Tagebuchschreiberin.

Greco-Kaufmann, Heidi; Hoffmann-Allenspach, Tobias: Theaterpionier aus Leidenschaft. Oskar Eberle (1902–1956).

(Theatrum Helveticum, Bd. 23). Zürich: Chronos 2023. 572 S.

ISBN 978-3-0340-1747-3.

In der vom Institut für Theaterwissenschaft der Universität Bern herausgegebenen Reihe *Theatrum Helveticum* erschien soeben als 23. Band eine Monografie über den bedeutenden Theaterregisseur und Theaterwissenschaftler Oskar Eberle. Er strebte in den 1930er-Jahren eine Erneuerung des Laientheaters an und realisierte sie auch in zahlreichen Inszenierungen. In Bern war es Otto von Greyerz, der Hochschullehrer und Gründer des Berner Heimatschutztheaters, der sich der Pflege der ländlichen überlieferten mundartlichen Spielkultur annahm, sich jedoch auf das Lustspiel konzentrierte.

Die Autorin Heidi Greco-Kaufmann, assoziierte Forscherin und frühere Dozentin am Institut für Theaterwissenschaft, war Leiterin der schweizerischen Theatersammlung (heute Schweizer Archiv der Darstellenden Künste). Die Theatersammlung geht auf die von Oskar Eberle 1927 gegründete Schweizerische Gesellschaft für Theaterkultur zurück; sie wurde ab 1943 in der Landesbibliothek in Bern als Depositum aufbewahrt und 1980 an den heutigen Standort an der Schanzenstrasse in Bern transferiert. In dieser Sammlung befindet sich auch der umfangreiche Teilnachlass von Oskar

Eberle, der zusammen mit dem in Familienbesitz befindlichen Privatnachlass in einem Nationalfondsprojekt von Greco-Kaufmann und ihrem Forschungsteam, Koautor Tobias Hoffmann sowie Simone Gfeller, aufgearbeitet wurde.

Wer ist Oskar Eberle? 1965 stiess ich an der Universität Zürich auf Oskar Eberles *Theatergeschichte der innern Schweiz* und war erstaunt über diese umfassende Dokumentation über das mittelalterliche und barocke Theater. Offenbar wurde diese 1929 erschienene Arbeit auch Leitmotiv für Eberles theaterpraktisches Wirken, Eberle liess die alten Innerschweizer Spieltraditionen in modernen Inszenierungen aufleben. Während seines Aufenthalts in Berlin wurde er durch den bedeutenden Regisseur und Intendanten Max Reinhardt stark beeinflusst.

National und international bekannt geworden sind seine Aufführungen des Einsiedler Welttheaters von 1935 und 1937 (nochmals 1950 und 1955). Eberle war dadurch als Regisseur für das offizielle Festspiel der schweizerischen Landesausstellung von 1939 in Zürich und für das Bundesfeierspiel von 1941 prädestiniert. Aber auch die Aufführungen des Luzerner Passionsspiels vor der Hofkirche im Vorkriegsjahr 1938 anlässlich der ersten Internationalen Musikfestwochen in Luzern (heute Lucerne Festival) trugen seinen Namen über die Landesgrenze hinaus: In diesem Passionsspiel hatte Eberle wie im Einsiedler Welttheater die theatralisch-räumlichen Prinzipien des Regietheaters von Max Reinhardt umgesetzt.

Eberle konnte nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr an diese grossen Erfolge anknüpfen. Inzwischen hatte sich die Welt verändert und damit auch die Thematik auf der Bühne; zu seiner grossen Enttäuschung war er bei den Musikfestwochen in Luzern nicht mehr gefragt. Nach 1950 wurden moderne Stücke aufgeführt von Jean Cocteau und Tennessee Williams. Und doch brachte ihm 1955 die erneute Regie des Einsiedler Welttheaters noch einmal enthusiastische Kritiken. So schrieb Elisabeth Brock-Sulzer, die bekannte Theaterkritikerin und erste Biografin von Friedrich Dürrenmatt, in der NZZ: «Die Einsiedler Aufführung gehört zu den grossen Theatertaten unseres Landes.» Eberle konnte im gleichen Jahr auch an der Fête des vigneronns und 1956 bei einer Tellaufführung in Altdorf letzte Erfolge verbuchen. 1956 starb er.

Das Forschungsteam ermöglicht vor allem durch den Einbezug der Agenden, Tagebücher, Korrespondenzen besondere Einblicke in die Lebens- und oft schwierigen Arbeitsbedingungen, unter denen Eberle seine Spiele inszenierte. Im Zuge der Aufarbeitung der Kriegsgeschichte kam auch Eberle als *der* Theatermann der sogenannten Geistigen Landesverteidigung unter den Verdacht ideologischer Nähe zu den Nazis; er habe mit seinen nationalen Spielen völkisches Gedankengut auf Schweizer Bühnen etablieren wollen, wurde ihm unterschoben. Es ist ein Verdienst dieser Arbeit, dass sie

mit unbewiesenen Behauptungen aufräumt. Das Gegenteil dieser Anschuldigungen ist wahr: Eberle gehörte sogar zu konspirativen Kreisen – zusammen etwa mit dem Theologen Otto Karrer –, die gegen die Nazi-Ideologie arbeiteten.

Das wissenschaftlich, aber verständlich geschriebene Buch zeigt neben den Wurzeln zum Erfolg, gelegt am Benediktinerkollegium Sarnen und an den Universitäten München, Berlin, Fribourg und Königsberg, die Arbeit Eberles auf, der sogar eine Theaterakademie gründen und sich deswegen habilitieren wollte. Seine *Jahrbücher der Schweizerischen Gesellschaft für Theaterkultur* befassen sich schwerpunktmässig mit dem Laientheater, auch dem Berner Heimatschutztheater, und verzeichnen jeweils sogar die Uraufführungen schweizerischer Theaterstücke. Seine theaterwissenschaftlichen Aufsätze sind aufschlussreich für diese Theaterperiode, wie später Dürrenmatts *Theaterprobleme* für das Theater nach 1950.

Das Buch hat ein ausführliches Verzeichnis der Quellen und der Literatur und aussagekräftige Abbildungen aus dem Eberle-Familienarchiv, einem bisher kaum zugänglichen Fotoarchiv, das für die Theatergeschichte der Schweiz in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bedeutsam ist.

Angelo Garovi, Bern

Heege, Andreas; Frey, Jonathan; Spycher, Alfred; Kistler, Andreas: Keramik aus Blankenburg. Abraham Marti (1718–1792), ein bernischer Landhafner.

(Schriften des Bernischen Historischen Museums, Bd. 16). Bern 2023. 330 S. ISBN 978-3-9524783-5-6.

Nach *Gefässkeramik und Hafnerei in der Frühen Neuzeit im Kanton Bern* (2006), *Keramik aus Bärswil* (2011) und *Keramik aus Langnau* (2017) ist ein weiterer vom Bernischen Historischen Museum herausgegebener Band der Schriftenreihe der Keramik aus Blankenburg im Simmental und Abraham Marti gewidmet. Die Recherchen vorab und der Druck dieses Bandes wurden durch Unterstützung der CERAMICA-Stiftung Basel, der Stiftung Schloss Blankenburg und diverse weitere Förderer ermöglicht.

Der bernische Hafner Abraham Marti (1718–1792) erhielt seine Ausbildung in der Keramiktradition des bernischen Mittellandes in der elterlichen Töpferei Fraubrunnen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Saanen war er von 1758 bis 1792 in Betelried bei Blankenburg tätig. Seine farbenfrohen, ausgesprochen expressiv und motivreich bemalten, oft durch Sprüche ergänzten Keramikobjekte haben schon lange Eingang in die wichtigsten Museen und in Privatsammlungen gefunden und sind heute auf dem Kunstmarkt gesuchte Seltenheiten.

Die vorliegende Publikation entstand dank der Zusammenarbeit des Keramikhistorikers Andreas Heege, der die Objekte Martis im Rahmen des Nationalen Keramikinventars der Schweiz (<https://ceramica-ch.ch>) erfasst hat, mit Andreas Kistler und Alfred Spycher, deren intensive archivalische Recherchen massgeblich dazu beitrugen, neben dem Werk Abraham Martis auch dessen Biografie anschaulich darzustellen.

Schon die ausführliche Einführung in die Erforschung der Blankenburger Keramik und der kenntnisreiche Überblick über Sammler, Handel und Museen unterstreichen die Beliebtheit der Keramiken von Abraham Marti. Dessen Biografie kann dank der erwähnten archivalischen Recherchen recht genau rekonstruiert werden. Sie wird ergänzt durch zahlreiche Informationen zu den Vorfahren Martis und dessen Nachfolger in Blankenburg, Johann Jakob Hächler (1763–1811), dem sich aktuell jedoch keine Objekte eindeutig zuschreiben lassen.

Abraham Martis Werk wird in die bernische Keramikproduktion eingeordnet, und die Kriterien der Zuschreibung der nie signierten Objekte an Marti werden nachvollziehbar erläutert. Bereits in Saanen wechselte Marti vom blauen zum polychromen Unterglasur-Pinseldekor, und sein charakteristisches Motivspektrum entstand schon in dieser Zeit. Dank diverser datierter Objekte lassen sich sogar jene aus der kürzeren Produktionsphase in Saanen von den vielen in der über dreissigjährigen Produktionsphase in Blankenburg angefertigten Keramiken unterscheiden.

Zu Recht werden in eigenen, besonders lesenswerten Kapiteln die häufig verwendeten Motive beschrieben und kulturhistorisch eingeordnet: die Welt der Frau und jene des Mannes, zu der die besonders beliebten Dragoner, Soldaten und Kanonen zählen; Musik, Jagd und Fischfang, Tiere, Landschaften und Schiffe, Blumen und Früchte sind weitere beliebte Sujets. Interessanterweise malt Abraham Marti sogar Jägerinnen und stellt auch gerne Damen aus der Oberschicht dar. Ob es sich bei manchen der aus heutiger Perspektive herrlich naiv gemalten Darstellungen um humorvolle Anspielungen auf lebende Personen handelt, kann nur vermutet werden. Ein von Jonathan Frey verfasster Beitrag untersucht die grössere Anzahl Wappenteller von Abraham Marti, der sich auch bei der Wiedergabe von Wappen einige Freiheiten erlaubte. Ein den zahlreichen oft humorvollen, manchmal moralisierenden, bisweilen aber derben oder auch anzüglichen Sprüchen gewidmetes Kapitel schliesst die spannenden Untersuchungen von Dekor und Motiven ab.

Die einzelnen Gefässformen werden wissenschaftlich eingeordnet und durch Fotos und Zeichnungen visualisiert. Neben einigen wenigen speziellen Formstücken wie Butterfässern, Kannen, Giessfässern und Handwaschbecken sind dies vor allem Teller und Platten, die als besondere Dekorationsobjekte geschätzt wurden und sich in dementsprechend grosser Zahl erhalten haben. Die Kachelofenproduktion von Abraham

Marti lässt sich anhand der gefundenen archivalischen Quellen und weniger erhaltener Öfen und Einzelkacheln leider nur lückenhaft nachvollziehen. Insgesamt neun Öfen beziehungsweise Ofenreste wurden erfasst. Auf einen erst nach Drucklegung entdeckten weiteren Marti-Ofen sei hier hingewiesen, Andreas Heege wird ihn 2025 in der *Revue der Keramik-Freunde der Schweiz* publizieren. Im anschliessenden Katalogteil sind alle 290 bekannten Objekte Abraham Martis in angenehmer Grösse abgebildet und eingehend beschrieben.

Die vorliegende Publikation ist ein weiterer Meilenstein in der Geschichte des schweizerischen Kunsthandwerks, der sowohl hohe wissenschaftliche wie auch ästhetische Standards erfüllt. Die ausgezeichnete Qualität der Aufnahmen, die sorgfältige Redaktion und die gekonnte grafische Umsetzung sind ebenso überzeugend wie die Druckqualität. Eine auch ins Englische und Französische übersetzte Zusammenfassung ist ein zusätzlicher Pluspunkt dieser Publikation. Kritikwürdig wäre allenfalls das Fehlen von Seitenzahlen im Inhaltsverzeichnis.

Christian Hörack, Basel

Jorio, Marco: Die Schweiz und ihre Neutralität. Eine 400-jährige Geschichte.

Zurich: Hier und Jetzt 2023. 520 p. ISBN 978-3-03919-389-9.

Avait-on encore besoin d'une nouvelle histoire de la neutralité suisse? Sujet d'une actualité brûlante depuis que la Suisse a été sommée de prendre position dans le cadre de la guerre entre la Russie et l'Ukraine, la neutralité suisse dispose d'une bibliographie fort ample. Historiens, publicistes et juristes se penchent depuis des années, sinon des décennies, sur cet objet dont l'étrangeté conceptuelle frappe les observateurs étrangers autant que les Suisses eux-mêmes... La neutralité est-elle justifiée? Masque-t-elle des intérêts particuliers ou est-elle en contradiction avec les aspirations morales dont se targuent les Helvètes? Objet d'étude scientifique, la neutralité a également une place de choix dans le débat politique, glissant au cœur de la polémique dès que l'on aborde le rôle de la Suisse durant la Seconde Guerre mondiale ou à l'aune de l'autorisation qu'il conviendrait de donner à l'Allemagne de fournir des armes estampillées helvétiques aux forces de Kiev...

Était-il donc nécessaire d'enrichir l'historiographie si dense dont dispose la neutralité? À la lecture du gros ouvrage dû à Marco Jorio, ancien rédacteur en chef du *Dictionnaire historique de la Suisse*, la réponse ne peut être que positive. Non content de reprendre l'histoire de la notion jusqu'à ses confins étymologiques et à son emploi progressif dans le discours politique, l'auteur propose sa propre interprétation de différentes questions qui font débat et n'hésite pas à prendre position face aux discussions

actuelles sur ce que devrait être, ou devenir, notre neutralité. Il accepte ainsi de la considérer, à la suite d'autres analystes, comme une partie de l'identité collective de la Suisse. La renvoyer dans le fatras mythique de notre histoire ne reviendrait, admet-il à juste titre, qu'à aiguiser inutilement les opinions, rendant impossible tout débat serein sur une notion qui occupe, qu'on le veuille ou non, une place particulière dans notre histoire, et dans notre façon de nous positionner face à cette histoire.

L'historien déroule dès lors son propos de façon classique, selon un plan chronologique qui permet au lecteur de pénétrer les sens multiples de ce concept en fonction des réalités du moment. Le livre de Jorio peut ainsi revendiquer le titre de synthèse de grande qualité. Mais, au-delà de la synthèse ainsi offerte au lecteur, il suggère quelques mises au point des plus bienvenues. En effet, l'idée de neutralité, pour la Suisse, doit, d'abord, être moins saisie dans sa relation avec l'étranger que dans l'histoire de la construction de la Confédération, avec une gestion toujours délicate des liens fragiles qui unissent des cantons toujours braqués sur leurs intérêts immédiats. Non, la Confédération n'a pas découvert la neutralité en 1511 ou en 1516, après ses traités avec l'Autriche et la France. Dès lors, établir un lien entre Marignan et la neutralité, comme une certaine historiographie pas encore éteinte en a pris l'habitude, relève de l'ignorance des réalités politiques du début du XVI^e siècle.

En revanche, c'est bien la question religieuse qui incitera les cantons à s'approprier le principe de neutralité comme moyen de dépasser des clivages en soi mortifères. À ce titre, l'expérience de la guerre de Trente Ans sera décisive. La Confédération ne sera, à quelques exceptions près, épargnée par les combats d'une rare violence qui dévasteront maints territoires du centre de l'Europe que par son refus de prendre parti. Mais Jorio en tire immédiatement, et à raison, une règle qui vaudra pour tous les pays neutres et jusqu'à aujourd'hui pour la Suisse : une déclaration de neutralité n'est valable qu'à la condition que les belligérants l'acceptent. En d'autres termes, ils doivent y trouver leur propre intérêt et être convaincus que le neutre se comportera de telle sorte que ses actions ne puissent être interprétées comme un soutien caché à l'adversaire. Cette règle se vérifiera lors de tous les grands événements lors desquels la Suisse devra déterminer l'attitude à adopter, des guerres napoléoniennes à la guerre froide, en passant, bien sûr, par les deux conflits mondiaux.

L'appréciation moderne de l'idée de neutralité remonte, comme on le sait, au Congrès de Vienne, qui clôt l'aventure napoléonienne. Mais attention à ne pas se méprendre, et Jorio insiste à bon escient sur ce point. Sans doute, la neutralité de la Suisse était réclamée par les grandes puissances, mais elle était aussi voulue par les Suisses eux-mêmes, conscients d'ailleurs qu'ils ne seraient pas en mesure de régler leurs affaires sans risque. Rappel utile alors que d'aucuns se plaisent à ne lire l'histoire de la Suisse

qu'à travers le prisme des desiderata des autres. La Suisse est neutre, jamais « neutralisée », comme l'auteur le souligne : cette vérité se répétera durant la Seconde Guerre mondiale, un chapitre sur lequel il s'étend longuement, n'hésitant pas à donner quelques coups de griffes aux conclusions du célèbre Rapport Bergier. Non qu'il faille rejeter l'ensemble des analyses de celui-ci, au contraire ! Mais un peu de prudence, dans le bilan de l'attitude de la Suisse, souffle-t-il habilement, ne serait pas malvenue ...

Et l'historien de rappeler un élément qui semble participer de l'amnésie helvétique postmoderne : oui, la Suisse a fini par être totalement encerclée par les puissances de l'Axe, avec une France qui lui était inféodée. Par la force des choses, la marge de manœuvre de la Suisse était forcément limitée. À partir de cette donnée, comment juger la neutralité de la Suisse ? L'auteur est loin de vouloir laver la Suisse de toutes ses erreurs. Il replace néanmoins sa politique dans le contexte particulier de l'époque, en relevant que la neutralité de la Suisse convenait à tout le monde, et sans négliger les mérites, aussi, des autorités fédérales. Tout compte fait, il considère la neutralité appliquée par notre pays comme une « alternativlose, aber erfolgreiche Überlebensstrategie » (p. 355). Voilà de quoi alimenter les futurs débats !

Au lendemain de la guerre, la Suisse devra dès lors, avec plus ou moins d'aisance, faire avec son attitude, d'abord fort critiquée par les belligérants, puis moins au fur et à mesure que la guerre froide prenait son envol. La Suisse devra ainsi apprendre à concilier sa neutralité, reconnue par tous en fonction des avantages qu'ils en tiraient, et la politique de neutralité qu'elle met en place, sous l'influence de son combat pour le respect des droits de l'homme, dès les années 70. Source d'ambivalences qui subsistent aujourd'hui où, continuellement, revient sur la table la question de savoir si la neutralité suisse s'avère encore pertinente. Alors qu'en penser alors que les canons tonnent en Ukraine ? L'auteur se déclare clairement, au terme de son magnifique opus, pour une réflexion nouvelle à propos de cette notion. Une manière de se rallier à la Constitution de 1848, dont nous fêtons le 175^e anniversaire et dont le message était limpide : la neutralité est un moyen, pas une fin.

Olivier Meuwly, Lausanne

**Meyer, Werner; Garovi, Angelo: Die Wahrheit hinter dem Mythos.
Die Entstehung der Schweiz.**

Oppenheim am Rhein: Nünnerich-Asmus, 3. Auflage, 2023. 304 S.
ISBN 978-3-96176-211-8.

Der Rezensent wurde vor einigen Jahren von einer deutschen Volkshochschule um einen Vortrag zur Geschichte der Schweiz gebeten. Eine Rückfrage, ob die Geschichte des

Bundesstaates gemeint sei, brachte die Antwort: «Nein, Sie müssen bei Wilhelm Tell anfangen.» Das Auditorium war etwas erstaunt, als Tell in dreissig Sekunden abgehandelt war. In der Diskussion wurde die Frage gestellt, ob denn bei Schiller alles falsch sei. So zählebig können Mythen sein. Und sie geistern heute noch durch die schweizerische Politik.

Der vorliegende Band räumt in achtzehn spannend geschriebenen Kapiteln mit den eidgenössischen Gründungsmythen auf. Die Autoren sind prädestiniert für diese Aufgabe. Werner Meyer, emeritierter Professor für Mittelalterliche Geschichte in Basel, ist der führende Burgenforscher der Schweiz, Angelo Garovi als ehemaliger Staatsarchivar von Obwalden der beste Kenner des *Weissen Buchs* von Sarnen.

Die ersten sechs Kapitel des Werks widmen sich dem geografischen, sozialen, wirtschaftlichen, rechtlichen und politischen Umfeld, in dem sich die Entstehung der waldstädtischen Eidgenossenschaft abspielte. Diese «Einleitung» (S. 22–125) ist ausserordentlich wertvoll. Quellen und Literatur zur Bildung der waldstädtischen Eidgenossenschaft, teilweise in vielen Fachzeitschriften verstreut, werden hier erstmals in einer vollständigen Auslegeordnung präsentiert – das Literaturverzeichnis umfasst rund 270 Einträge. Das findet sich weder in den modernen Handbüchern zur Schweizer Geschichte noch in den innerschweizerischen Kantonsgeschichten der letzten dreissig Jahre.

Zentral ist Kapitel 7, «Tell und die Befreiungssage im *Weissen Buch* von Sarnen – eine literarische Fiktion des Obwaldner Landschreibers und Chronisten Hans Schriber» (S. 126–142). Das *Weisse Buch* ist ein Kopialbuch, das der Landschreiber um 1470 als Kanzleihilfsmittel zusammenstellte. Es enthält die Abschriften der wichtigsten Bündnisse und Verträge sowie die erste zusammenfassende Darstellung der Gründung der Eidgenossenschaft. Schriber verbindet darin die Tellsage mit dem nordischen Apfelschussmotiv und innerschweizerischen Befreiungsüberlieferungen und beschreibt den Burgenbruch von Sarnen. Die so überlieferte Befreiungsgeschichte wurde über die gedruckten Schweizer Chroniken von Petermann Etterlin (1507) und Aegidius Tschudi (1734–1736) auch zur Vorlage für Friedrich Schillers «Wilhelm Tell» (1804).

Welches sind nun die hartnäckigsten Legenden, die sich im politischen Diskurs und im Bewusstsein der Öffentlichkeit bis heute gehalten haben?

Ein Freiheitskämpfer Wilhelm Tell hat nie existiert, und der Apfelschuss fand nicht statt. Hans Schriber übernimmt die nordische Sage, in welcher der Held einen Apfel vom Kopf eines Kindes schießt, und verlegt diese nach Altdorf. Erstmals festgehalten wurde die Sage um 1200 von Saxo, einem Mönch im dänischen Roskilde.

Eine konspirative Zusammenkunft auf dem Rütli zur Planung eines Aufstandes gegen die behauptete habsburgische Herrschaft gab es nicht. Der Schwur auf dem Rütli

wurde erst viel später erfunden – vermutlich von Aegidius Tschudi, der das Ereignis auf den 8. November 1307 datierte. Im Bundesbrief von 1291 ist das Rütli nicht erwähnt. Die Rütliwiese ist nicht die «Wiege der Eidgenossenschaft». Dieser Sachverhalt wäre beispielsweise auch von Lehrplanautoren zur Kenntnis zu nehmen.

In der Innerschweiz herrschten um 1300 keine Habsburger Vögte. Die Habsburger hatten lediglich die Schirmherrschaft über ein paar Klöster. Der Burgenbruch ist eine Erfindung der Chronisten, wie Werner Meyer aufgrund seiner archäologischen Forschungen an den Innerschweizer Burgen konkludent nachweist.

Bei den Erzählungen über die «bösen Vögte» handelt es sich vermutlich um Projektionen von Zuständen des 15. bis 17. Jahrhunderts in die Zeit um 1300. 1468 hielten die Österreicher in einer Schrift fest, die Eidgenossenschaft gehöre rechtlich zu Habsburg. So könnte der Landschreiber Hans Schriber sich bemüsstigt gefühlt haben, im *Weissen Buch* eine Gegenposition zu den habsburgischen Ansprüchen zu formulieren, wozu sich das Burgenbruchmotiv glänzend eignete.

Der Bund von 1291 war kein Abwehribund gegen habsburgische Machtansprüche. Er war ein Landfriedensbündnis, wie es damals viele gab. Die Ziele waren kollektive Sicherheit gegen aussen und schiedsgerichtliche Regelung von internen Konflikten. Dazu kommen Rechtssatzungen.

Der Brief enthält keine Aufforderung zum Widerstand gegen unrechtmässige Herrschaftsansprüche, sondern stipuliert im Gegenteil Gehorsam gegenüber dem jeweiligen Herrn und stabilisiert die bestehenden lokalen Machtverhältnisse. Die auf Karl Meyer zurückgehende Fehlinterpretation als Abwehribund leistete immerhin in den Jahren der äusseren Bedrohung zwischen 1933 und 1945 gute Dienste im Sinne der Geistigen Landesverteidigung.¹

Der Morgartenkrieg war kein Freiheitskrieg, sondern eine lokale Auseinandersetzung der Schwyzer mit dem Kloster Einsiedeln, in dem es um Siedlungs- und Weideland ging, wobei die Schwyzer die Angreifer waren.

In weiteren Kapiteln legen die Autoren dar, dass der sagenhafte Apfelschütze mit einem Langbogen und nicht mit einer Armbrust hätte schiessen müssen, wenn die Legende stimmig sein sollte. Hans Schriber zeichnet für die Modernisierung des Schiesszeugs verantwortlich und nimmt damit der erfundenen Apfelschusszene die Plausibilität.

Ferner werden die «Beitritte» der weiteren Orte bis zur dreizehnörtigen Eidgenossenschaft kritisch hinterfragt. Es sind nicht Beitritte zum Bund von 1291/1315, sondern Zusammenschlüsse, was aus den verschiedenen Bündnisbriefen von jenem mit Luzern bis zu dem mit Basel klar hervorgeht.

Die Autoren sind keine Bilderstürmer. Die Mythen und Sagen über die Entstehung der Eidgenossenschaft müssen nicht abgeschafft werden. «Auch mythische Gestalten,

die nie real existiert haben, können als Leit- oder Vorbilder dienen.»² Wir dürfen also weiterhin ein Tellbier trinken und dabei heimatliche Gefühle aufkommen lassen.

Schliesslich ist noch auf die grafisch hervorragende Gestaltung des Bandes hinzuweisen. Die 209 ausgewählten Abbildungen, viele davon farbig und ganzseitig, sind eine Augenweide.

Christoph Zürcher, Bern

¹ Meyer, Karl: Die Urschweizer Befreiungstradition in ihrer Einheit, Überlieferung und Stoffwahl. Untersuchungen zur schweizerischen Historiographie des 15. und 19. Jahrhunderts. Zürich 1927.

² L.I.S.A. Wissenschaftsportal der Gerda-Henkel-Stiftung: Moritz Binkele, Interview mit Werner Meyer, 11.7.2023 (https://lisa.gerda-henkel-stiftung.de/meyer_schweiz).

Richard, Hans-Uli; Häsler, Stephan: Der Berner Fleischmarkt. Von der Fleischschal im Alten Bern zum Fleischmärt an der Münsterergasse.

Thun: Weber 2023. 135 S. ISBN 978-3-03818-490-4.

Der Einstieg in das 2023 erschienene Buch zum Stadtberner Fleischmarkt ist steil: Das Umschlagbild zeigt einen wohlbeleibten Metzger mit blutbespritzter Schürze, der an seinem Marktstand seine Ware präsentiert. Ein selbstbewusster Mann, der sein Handwerk und Geschäft im Griff hat. Die Fotografie aus der Zeit von 1930 bis 1941 stammt vom bekannten Berner Fotografen Paul Senn, der in der Berner Altstadt in der Nähe des Münsterplatzes wohnte.

Jede Stadt braucht eine sichere Versorgung mit Lebensmitteln – mit Getreide, Milchprodukten, Gemüse, Früchten und Fleisch. Die vorliegende Publikation befasst sich eingehend mit der Fleischversorgung der Stadt Bern von der Stadtgründung bis in die Gegenwart. Sie ist gut lesbar und dank der vielen Abbildungen unterhaltsam.

Fleisch ist seit je ein wichtiges Grundnahrungsmittel, das aber aus hygienischen Gründen heikel in der Handhabung ist. Die mittelalterliche und frühneuzeitliche Fleischversorgung wurde durch die Metzgerzunft gewährleistet, die allerdings von den Stadtbehörden streng kontrolliert wurde. Die Fleischpreise waren festgelegt, und die amtlichen Fleischschauer überwachten den Gesundheitszustand der Schlachttiere, die Schlachtung und die Einhaltung der Verkaufspreise. Die erste überlieferte Metzgerordnung stammt aus dem Jahr 1408 und wurde bis 1798 mehrfach revidiert.

Konzessionierte Metzger übten ihr Handwerk in städtischen Schlachthanlagen aus, ab dem 14. Jahrhundert bis 1768 im «Schinthus» zwischen Brunngasse und Metzgergasse (heute Rathausgasse), danach bis 1914 an derselben Stelle im «Alten Schlachthaus». Das Fleisch durfte ebenfalls nur von konzessionierten Metzgern in

Schaalanlagen verkauft werden. Diese befanden sich von 1468 bis 1938 an der Kramgasse 36 / Rathausgasse. 1798 kam an der Predigergasse 5 ein weiteres Schlachthaus, kombiniert mit einer Schaal, hinzu. Landmetzgern war es nicht erlaubt, in der Stadt Fleisch zu verkaufen. Lediglich Kälber, Lämmer und Zicklein durften von Oberländer und Emmentaler Säumern auf dem «Ankenmarkt» (Bibliothekslaube) zum Verkauf angeboten werden. Auch Hausschlachtungen, vorwiegend von Schweinen für den Eigenbedarf, waren möglich.

Das rapide Bevölkerungswachstum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erforderte eine Erweiterung der bisherigen Fleischversorgungsstruktur. Der liberale Kanton Bern verlangte schon 1847 von der Stadt Bern, dass auswärtige Metzger ihre Ware auf einem Fleischmarkt verkaufen durften. Doch die Stadt, in der bis in die 1880er-Jahre die konservativen Politiker das Sagen hatten, weigerte sich vorerst, ihre protektionistischen Massnahmen aufzugeben. Erst 1862 erlaubte sie den Landmetzgern, an der Münsterergasse und auf dem Münsterplatz einen Fleischmarkt abzuhalten – und dies auch nur auf wiederholten, ausdrücklichen Befehl der Kantonsregierung hin. Trotz der Opposition der Stadtmetzger war der Fleischmarkt ein grosser Erfolg. Seine grösste Ausdehnung erreichte er 1910, als an 120 Ständen Fleisch angeboten wurde. Auch die zahlreichen hygienischen Vorschriften konnten dem Fleischmarkt nichts anhaben. Erst das Aufkommen der Grossverteiler und Supermärkte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts setzte dem Fleischmarkt, aber auch den städtischen Metzgereien zu. An den Marktständen in der Münsterergasse werden seither auch andere Produkte feilgeboten, die Zahl der Fleischstände ist auf rund zehn zurückgegangen.

Ein grosses Plus und das eigentliche Kernstück der vorliegenden Publikation sind die zahlreichen qualitativ hervorragenden Fotografien, die zum einen von Paul Senn (1901–1953) und zum anderen von Eugen Thierstein (1919–2010) stammen. Die Aufnahmen entstanden in den Jahren zwischen 1931 und 1943 und bilden den Berner Fleischmarkt in all seinen Facetten ab. Sie zeigen die Auslagen: grosse, aufgehängte Fleischstücke, zahlreiche Würste, Kalbsfüsse, auf einer Abbildung auch gehäutete Kaninchen mit pelzigen Pfoten sowie kleinere, auf den Tischen präsentierte Fleischstücke. Ohne die einleitende Beschreibung der Bilder würden wohl viele Betrachterinnen und Betrachter, so auch die Rezensentin, die Details auf den Fotografien nicht erkennen oder verstehen. Wer weiss beispielsweise heute noch, was ein Haustock ist und wozu er diente? Am faszinierendsten sind die Aufnahmen, die Menschen zeigen: Kundschaft mit kritischem Blick, Metzger, die fachgerecht die grossen Fleischstücke zerteilen, und Metzger und Verkäuferinnen, die mit Kundinnen und Kunden ein Verkaufsgespräch führen. Diese Bilder lassen erahnen, dass der Berner Fleischmarkt nicht

nur ein Verkaufsort war, sondern dass man hier, wie heute noch, Bekannte traf und sich Zeit für ein Schwätzchen nahm.

Anna Bähler, Bern

Utz Tresp, Kathrin: Warum Maria blutige Tränen weinte. Der Jetzerhandel und die Jetzerprozesse in Bern (1507–1509).

(Monumenta Germaniae Historica, Schriften, Bd. 78). 2 Bde. Wiesbaden: Harrassowitz 2022. XXXVI, VIII und 1057 S. ISBN 978-3-447-11647-3.

Gegenstand der Jetzerprozesse waren vorgegaukelte Erscheinungen der Jungfrau Maria und anderer Heiliger sowie eines Geistes, die sich rund zehn Jahre vor dem Beginn der Reformation im Berner Dominikanerkloster zugetragen haben sollen. Dass der Betrug entlarvt und mit beträchtlichem Aufwand strafrechtlich verfolgt wurde, war in dieser Zeit ungewöhnlich. Das Rechtsverfahren entwickelte sich zu einer *cause célèbre*, die europaweit Aufmerksamkeit erregte.

Treibende Kraft des Verfahrens war der Berner Kleine Rat, doch arbeitete dieser eng mit diversen geistlichen Instanzen zusammen. Wie in der Zeit üblich, kam bei den Verhören auch die Folter zur Anwendung. Als Urheber des Betrugs stand zunächst der Laienbruder und ehemalige Schneidergeselle Hans Jetzer im Verdacht. Doch nahm die Untersuchung bald eine andere Wendung und richtete sich nun in erster Linie gegen den Prior des Dominikanerklosters und drei weitere führende Mitglieder des Konvents. Am Ende wurden die vier verurteilt und auf dem Scheiterhaufen hingerichtet. Der Prozess gegen Jetzer wurde hingegen abgebrochen, nachdem diesem die Flucht aus der Gefangenschaft gelungen war – oder ihm ermöglicht worden war.

Den Hintergrund der Episode bildete der sogenannte Immakulistenstreit, der heute bizarr anmutende, jahrhundertelange innerkatholische Konflikt um die Hypothese, dass die Jungfrau Maria nicht nur ihren Sohn in unberührtem Zustand empfangen habe, sondern auch selbst auf die gleiche Weise gezeugt worden sei. Dieser Auffassung soll Maria bei den Erscheinungen im Berner Dominikanerkloster widersprochen und dabei aus Empörung blutige Tränen geweint haben. Sie hätte damit die Sichtweise des Dominikanerordens bestätigt, welcher der Hypothese schon immer mit Ablehnung begegnet war.

Der Jetzerhandel zeigt den Übereifer und die Skrupellosigkeit, mit welcher der Streit ausgetragen wurde. Im 16. Jahrhundert wurde vor allem in Polemiken gegen den Dominikanerorden auf ihn hingewiesen. Die Historiografen des 19. und 20. Jahrhunderts warfen die Schuldfrage neu auf. Als Haupt- oder zumindest Mitverantwortlicher für den Betrug galt nun Jetzer. Den entscheidenden Einfluss übte dabei der

Münchener Kirchenhistoriker Nikolaus Paulus (1853–1930) aus, den man getrost als katholischen Apologeten bezeichnen darf. Er sprach von einem Justizmord an den vier Dominikanern.

Gegen diese Interpretationen hat sich Kathrin Utz Tremp seit den 1980er-Jahren in einigen kleineren Publikationen ausgesprochen. Sie ging schon damals davon aus, dass Jetzer von seinen dominikanischen Vorgesetzten manipuliert worden sei und als deren Opfer gesehen werden müsse. Mit den beiden zu besprechenden Bänden legt sie nun eine umfassende Untersuchung vor, die ihre Auffassung untermauert und darüber hinaus eine neue Grundlage für jede künftige Beschäftigung mit dem Fall schafft.

Ihre Argumentation stützt sich zu einem wesentlichen Teil auf die – durch eines der Verhörprotokolle überlieferte – Tatsache, dass der einstige Schneidergeselle Jetzer des Lateins kaum oder überhaupt nicht mächtig war. Er kann deshalb auch keine Ausbildung durchlaufen haben, die es ihm ermöglicht hätte, die Subtilitäten des Immakulistenstreits zu verstehen. Anfangs scheint er nicht einmal gewusst zu haben, dass die Dominikaner sich nicht für, sondern gegen die Vorstellung von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria einsetzen.

Dieser Argumentationslinie folgend, strukturiert Kathrin Utz Tremp ihr Werk über weite Strecken als eine Art Führer durch die Quellen. Sie verfährt dabei mit imponierender Gründlichkeit. Was sie aus den Quellen herausholt und erläutert, geht von theologischen Themen über Personalien, Zuständigkeiten, Prozesskosten und andere finanzielle Aspekte bis zu den Örtlichkeiten, Räumen und Gegenständen, die bei den Erscheinungen eine Rolle spielten. Genauso minutiös verfährt sie bei der Rekonstruktion der Abläufe im Dominikanerkloster und der rechtlichen Verfahren.

Als Musterbeispiel einer quellenkritischen Herausforderung erweist sich eine Verteidigungsschrift der Dominikaner, das sogenannte Defensorium, deren Manuskript einem Vertreter der Gegenpartei in die Hände fiel, von diesem bearbeitet, ergänzt und kommentiert wurde und schliesslich 1509 – das heisst kurz vor oder nach dem Ende des Prozesses – in einer lateinischen und in einer deutschen Druckfassung veröffentlicht wurde. Die Verhörprotokolle und die übrigen Prozessakten geben insofern Interpretationsprobleme auf, als nicht nur die Aussagen der Angeschuldigten und der Zeugen sich widersprachen, sondern auch diese ihre eigenen Angaben immer wieder änderten. Kathrin Utz Tremp, die dank ihren früheren Forschungen zu Hexen und Waldensern über reichlich Erfahrung mit derartigen Quellen verfügt, nähert sich den Texten vorsichtig an, sichtet, bewertet und beurteilt, soweit eben ein Urteil möglich ist.

In einem wichtigen systematischen Kapitel ordnet sie den Jetzerhandel der «Inflation» von vermeintlich übernatürlichen Erscheinungen zu, die sich am Ende des Mittelalters und im 16. Jahrhundert bemerkbar machte. Diese wurde sowohl von der

römischen Kurie als auch von führenden Vertretern des Dominikanerordens kritisch gesehen. Zwei weitere Kapitel sind dem Verhältnis der Berner Behörden zu den geistlichen Instanzen sowie der Frage nach dem Einfluss des Jetzerhandels auf die Reformation gewidmet.

Die Akribie, mit der die Verfasserin auf Einzelheiten eingeht, trägt zu dem ungewöhnlichen Umfang des Werks bei. Dazu kommt, dass sie die Quellen stets ausführlich mit Übersetzungen oder Paraphrasen präsentiert, was angesichts des Schwindens von Lateinkenntnissen durchaus zu rechtfertigen ist. Insgesamt verlangt die Autorin zwar dem Leser einiges an Ausdauer ab, versetzt ihn aber dafür in die Lage, sich ohne weitere Recherchen ein eigenes Urteil zu bilden. Ausserdem erleichtert ihre flüssige Schreibweise die Lektüre.

So lohnt sich die Beschäftigung mit dem Werk auf jeden Fall und ist unverzichtbar für alle, die sich für die Geschichte Berns in den Jahrzehnten vor der Reformation interessieren.

Konrad Wanner, Luzern